

**REMY EYSSEN**

# Schwarzer Lavendel

Der zweite Fall für Leon Ritter

**SPIEGEL  
Bestseller-  
Autor**

ulstein 

»Ich glaube, dass jemand den Körper konserviert hat.«

»So wie bei einer Mumie?«, fragte Isabelle überrascht.

»Sie meinen, derselbe, der diese Eidechse in die Frau rein ...« Masclau unterbrach sich. Er merkte, dass er sich im Ton vergriffen hatte.

»Ja, Capitaine, ganz ähnlich wie bei einer Mumie«, sagte Leon in Richtung von Isabelle. »Wie der Körper genau konserviert wurde, wissen wir noch nicht. Aber wir lassen im Labor gerade einige Tests laufen.«

»Jetzt mal langsam, Docteur«, unterbrach Zerna, »Sie wollen also ausschließen, dass die Leiche durch natürliche Umgebungsbedingungen auf diese Art konserviert wurde?«

»Nein, das will ich nicht«, sagte Leon, und Zerna und Lapierre sahen ihn an. »Ich halte es nur für wenig wahrscheinlich.«

»Wir wissen also weder, wann oder wie das Opfer zu Tode kam, noch, um wen es sich handelt. Ist das richtig?« Zerna lehnte sich sichtlich zufrieden auf seinem Stuhl zurück.

»Wie gesagt, wir müssen noch weitere Tests abwarten. Beim jetzigen Stand unserer Untersuchungen würde ich empfehlen, die Vermisstenanzeigen der letzten drei bis fünf Jahre zu überprüfen.«

»Haben Sie eine Vorstellung, wie viele Vermisstenanzeigen es in Frankreich jedes Jahr gibt?«, fragte Zerna, und seine Stimme klang überheblich. »Zehntausend.«

»Aber wie viele Anzeigen davon werden wohl im Département Var aufgegeben? Sie suchen nach einer blonden Frau zwischen 20 und 23 Jahren«, antwortete Leon trocken und sah, dass Isabelle grinsen musste.

»Ach, wollen Sie jetzt auch noch unsere Arbeit übernehmen?«, fragte Zerna. Irgendwann würde er diesen Dr. Leon Ritter einmal vor allen blamieren. »Nur zu, viel Vergnügen.«

»Commandant«, sagte Lapierre mit frostiger Stimme. »Ich vermute, dass das eine sehr übersichtliche Zahl von Fällen sein wird. Und wenn Sie dann auch noch die Kriterien anlegen, die Docteur Ritter erwähnt hat. Was denken Sie, Madame Morell?« Der Blick von Lapierre war genervt.

»Wir haben heute Morgen schon mal angefangen, die entsprechenden Fälle herauszusuchen. Leider wurden nicht alle elektronisch erfasst.«

»Das Opfer hatte sich den Mittelfinger der rechten Hand angebrochen. Der Bruch wurde mit einer Aluminiumschiene fixiert.« Leon demonstrierte an seiner Hand, wie diese Schiene verlief.

»So was wird bei einer Vermisstenanzeige nicht erfasst«, sagte Masclau.

»Ich verstehe. Aber solche Verletzungen sind äußerst schmerzhaft. Vielleicht hat die Frau vor ihrem Verschwinden ja mit jemandem darüber gesprochen. Mit einem Familienmitglied, einer Freundin«, sagte Leon.

»Danke, aber das zu ermitteln ist nun wirklich unsere Aufgabe«, sagte Zerna, der zunehmend schlechtere Laune bekam. Dann wandte er sich an Isabelle. »Überprüfen Sie alle entsprechenden Anzeigen aus den Jahren 2010 bis heute. Lieutenant Masclau wird Ihnen dabei helfen.«

»Vielleicht ist der gebrochene Finger ja von einem hiesigen Arzt versorgt worden«, gab Isabelle zu bedenken.

»Guter Punkt«, meinte Lapierre. »Und sollten Sie auf einen Namen stoßen, informieren Sie bitte zuerst mich.« Die nächste Bemerkung ging an Zerna. »Ich möchte von gewissen Details dieser Unterredung nichts in der Presse lesen. Sind wir uns da einig?«

»Selbstverständlich, Madame le Commissaire«, sagte Zerna betont höflich.

Masclau betrachtete das Foto, das auf dem Tisch lag und die Tote in dem engen Verschlag im Weinberg zeigte. »Eine Leiche konservieren«, er schüttelte den Kopf, »wie krank ist das denn?«

»In uns allen schlummert ein wildes Tier«, sagte Leon und ließ die Bemerkung so selbstverständlich klingen, als hätte er gesagt, dass heute Abend die Sonne untergeht. Masclau und Zerna sahen ihn irritiert an.

## 16. Kapitel

Der Mann war sich sicher, dass ihm niemand gefolgt war. Er kannte sich aus in dieser Gegend, kannte jeden Stein. Der Platz war schwer zu finden, verflucht schwer. Wer würde ausgerechnet hier suchen? Nein, niemand kannte sein Versteck. Niemand außer ihm und der Frau natürlich, aber die würde ihn nicht verraten.

»Du weißt, was dir passiert, wenn du redest?« Er sah zu der Frau hinüber, aber sie antwortete nicht. Natürlich nicht. Wenn es hart auf hart kam, schwiegen sie, zuletzt schwiegen sie alle. Erst machten sie einen verrückt, brachten die ganze Welt durcheinander, brachten einen dazu, Dinge zu tun, schlimme Dinge. Sie begriffen einfach nicht, was für ein Privileg ihnen zuteilwurde.

»Hast du was gesagt?«, fuhr er sie an. »Willst du irgendetwas zu unserem Gespräch beitragen? Nein? Weil du weißt, dass hier niemand mehr ist, der auf dich hereinfällt. Und weil du jetzt eine Scheißangst hast. So ist es doch, oder? Du hast Angst.«

Man musste vorsichtig sein, durfte ihnen nichts glauben. Am Anfang war alles okay. Am Anfang – oh ja, da waren sie freundlich und versuchten, einen einzuwickeln. Machten Versprechungen. Planten die Zukunft. Pläne zu machen war überhaupt ihre Lieblingsbeschäftigung. Davon konnten sie gar nicht genug bekommen. Planen und Luftschlösser bauen. Alles Lügen, alles Schwindel. Ihre wirklichen Absichten waren dunkel, dunkel und brutal. Sumpfig wie eine stinkende Sickergrube voller faulender Gedanken.

»Hast du gehört?«, schrie der Mann. »Schau mich nicht so an mit deinen blauen Augen, sieh mich bloß nicht so an.«

Er würde ihr zeigen, wer hier mehr gelitten hatte. Wem haben sie denn das Herz aus dem Leib gerissen? Wem haben sie die Seele vergiftet? Wem haben sie gezeigt, dass es keine Hoffnung gibt, keine Liebe, kein gar nichts? Alles, was am Ende übrigblieb, waren Einsamkeit, Auflösung und ewige Finsternis.

»Darum bist du hier«, jetzt schrie er sie an. »Nur darum, du verdammtes Stück Dreck, du hast es gar nicht anders verdient, du miese Fotze.«

Ja, jetzt sagte sie nichts, natürlich nicht. Weil sie keine Macht mehr über ihn hatte. Weil er sich heute wehren konnte. Er hatte sie sofort erkannt. Er hatte die besondere Gabe, den besonderen Blick. Er entdeckte sie unter Hunderten, verdammte Lügnerinnen.

Sie waren gefährlich, versuchten, einen zu zerstören, zu benutzen und dann einfach zu verschwinden. Aber das alles war vorbei, wenn er sie gereinigt hatte. Die große Reinigung machte sie alle gleich.

»Willst du es sehen? Willst du sehen, was ich mit dir machen werde?«, schrie er. Er spürte, wie er die Kontrolle verlor, spürte, wie ihn die rasende Wut überkam. Es war wie ein unendlich großer Rausch.

## 17. Kapitel

Wie immer herrschte auf dem Bouleplatz von Le Lavandou reger Betrieb. Sogar jetzt, außerhalb der Saison, wurden auf jeder der Bahnen die Kugeln gerollt. Auf Leon hatte Boule, das hier im Süden »Pétanque« genannt wurde, schon immer eine große Faszination ausgeübt. Es war wie gemacht für ihn. Boule forderte vom Spieler eine geradezu meditative Konzentration. Man brauchte Gefühl für die genaue Dosierung der eingesetzten Kraft. Und man brauchte Erfahrung, wenn man der Kugel einen *Effet* mit auf den Weg geben wollte. Darüber hinaus verlangte Boule von seinen Spielern die Fähigkeit zu antizipieren, zu errahnen, wie und wohin die Kugel laufen würde, trotz all der Hindernisse, die sie auf ihrer Bahn zu überwinden hatte.

Leon hatte das Spiel als Kind von seiner Mutter gelernt und großes Geschick darin entwickelt. Aber seit seiner Studentenzeit hatte er kaum noch gespielt. Erst nachdem er den Job in der Klinik *Saint-Sulpice* angenommen hatte, war er wieder auf den Geschmack gekommen.

»*Bonjour*, Docteur, ich könnte etwas Hilfe brauchen.« Véronique stand unter den Platanen und hielt eine Boulekugel in der Hand, die so verschrammt war, als hätte sie schon Marcel Pagnol benutzt. Véronique war 83 Jahre alt, Witwe, ehemalige Langustenfischerin und nach Leons Meinung die beste Boulespielerin des Départements. Bei ihr stand Michel. Wie immer in langen Leinenhosen, zugknöpftem Hemd und dem obligatorischen Panamahut auf dem Kopf. Michel war 42 und der Besitzer des *Magasin du Presse*, in dem Leon jeden Morgen seine *Frankfurter Allgemeine Zeitung* kaufte. Heute sah er angeschlagen aus.

»Warum spielen Sie nicht mit, Michel?«, fragte Leon.

»Weil Michel ein müder alter Mann ist«, rief Véronique. »Ich brauche einen Mann, der mich inspiriert.«

Dabei kicherte sie und zog an ihrer Gauloise, die ihr im rechten Mundwinkel hing und die sie weder zum Sprechen und schon gar nicht zum Boulespielen aus dem Mund nahm. Sie musste über eine robuste Gesundheit verfügen, dachte Leon. Véronique hustete fast nie, stand nur da in der Sonne, hatte ihre grauen Haare zu einem festen Knoten gebunden, und in ihrem von Wind und Sonne gegerbten, faltigen Gesicht blitzten zwei wache blaugraue Augen.

»Das habe ich gehört, Véronique«, rief Michel in gespielter Empörung.

»Ertrage die Niederlage wie ein Mann.« Die Bemerkung kam von Jean-Claude, der wie immer am Rande des Bouleplatzes in seinem Rollstuhl saß und in der Hand ein Glas Rosé hielt, das ihm in regelmäßigen Abständen von Jérémy, dem Wirt vom *Chez Miou*, nachgefüllt wurde.

»Wie sieht es aus, Docteur?«, fragte Véronique noch einmal.

»Vorsicht«, rief Jean-Claude, »heute ist Vollmond, da ist Véronique nicht zu bremsen.«

»Sehr wahr, Jean-Claude«, Véronique drehte die Boulekugel in der Hand, »darum nehme ich auch nicht dich, sondern den Docteur.«

Jean-Claude war 67 Jahre alt, ehemaliger Fremdenlegionär und erklärter Deutschhasser. Nur bei Leon machte er eine Ausnahme. Der Doktor aus Frankfurt war inzwischen so etwas wie sein Berater in allen Lebenslagen geworden, ob Leon das nun gefiel oder nicht. Seit dem Sommer war Jean-Claude Besitzer von »Henri«, einem Yorkshireterrier. Eigentlich hatte der Ex-Soldat nichts übrig für Haustiere. Aber als sein Bruder starb, hatte er dessen Hund geerbt. Leon beobachtete aus dem Augenwinkel, wie Henri zum Nachbarplatz lief und an dem hölzernen Begrenzungsbalken sein winziges Bein hob. Sofort kickte einer der Boulespieler dort mit der Schuhspitze in den Boden, so dass die Kiesel aufspritzten. Mit einem lauten Quieken sprang der Terrier zurück und verkroch sich bei seinem Herrchen unter dem Rollstuhl. Außer Leon hatte niemand den kleinen Zwischenfall beobachtet.

»Mein Partner steht da und träumt«, sagte Véronique zu Leon, »Was ist, *jeune homme*, spielen wir jetzt, oder was?«

Sie spielten drei Runden gegen den Anwalt Le Blanc und Manet, den Besitzer des Brillengeschäfts. Es war ein ungleicher Kampf. Leon und Véronique waren einfach um Klassen besser als ihre Gegner. Beim letzten Durchgang sah es vorübergehend so aus, als ginge doch noch ein Punkt an den Anwalt und Manet, aber dann gelang Leon ein perfekter *Tierrer carreau*. Ein Wurf, mit dem er nicht nur die gegnerische Kugel aus dem Weg schlug, sondern auch noch die eigene dicht neben dem *Cochonnet*, der kleinen hölzernen Zielkugel, zum Stehen brachte. Da nutzte es auch nichts mehr, dass Manet sein Zentimetermaß aus der Tasche zog und den Abstand der Kugeln überprüfte. Véronique und Leon lagen einfach dichter dran.

»Eine Runde aufs Haus!« Jérémy balancierte ein Tablett mit vier kleinen Gläsern, in denen der Rosé in der Sonne funkelte, und verteilte sie unter den Spielern.

»Was macht der Weinberg?«, rief er Leon zu.

»Ich fürchte, das ist vor allem ein Berg an Arbeit.« Leon winkte ab.

Natürlich wusste hier jeder von Tante Odette und dem großzügigen Geschenk. Nicht dass Leon ein Wort darüber verloren hätte, aber auf dem Bouleplatz gab es keine Geheimnisse. Ganz im Gegenteil, hier wurde über die Prostataprobleme des Pfarrers genauso angeregt diskutiert wie über das Verhältnis von Manet mit seiner 25-jährigen Verkäuferin – von dem seine Frau natürlich keine Ahnung hatte. Hier konnte man erfahren, ob eine Immobilie verkauft werden sollte, ob jemand bei der Bank keinen Kredit mehr bekam oder wessen Frau schwanger war. Was immer im Ort vor sich ging, die Boulespieler am Quai Gabriel Péri wussten es zuerst.

»Wer einen Weinberg besitzt, hat noch lange keinen Rosé im Glas«, sagte Michel und trank einen Schluck.

»*Santé*«, sagte Jérémy, und Michel und die anderen hoben ihre Gläser in Richtung des Spenders.

»Bis dahin kann der Docteur ja seine Mumie ausstellen und Eintritt verlangen«, meinte Jean-Claude. Die Runde lachte.

»So wie beim Pharaon von Aix.« Michel sammelte die leeren Gläser ein.

»Welcher Pharaon?« Leon war neugierig geworden.

»Ist doch egal«, Véronique winkte ab, »wer interessiert sich schon für vertrocknete alte Männer.«

»Den hat Napoleon von seinem Ägyptenfeldzug mitgebracht. Das war im Jahr 1801.« Wenn es um militärische Daten ging, machte Ex-Legionär Jean-Claude niemand etwas vor.

»So ein Quatsch, das war ein Schrumpfkopf aus dem Medizinemuseum.« Jérémy, der die Tische abwischte, mischte sich wieder ein. »Niemand hat mehr gewusst, wo genau der herkam, so alt war der.«